

Wie soll man Metaphysik betreiben?

Deskriptive versus revisionäre Metaphysik¹

Michael-Thomas LISKE (Passau)

I. Ist als Leitfaden metaphysischer Untersuchungen eher die Normal- oder die Idealsprache geeignet?

Nicht von ungefähr orientiert sich die Metaphysik seit ihren Anfängen an einer Analyse der Sprache. Solche allgemeinen Zusammenhänge, wie sie die Metaphysik zu erfassen strebt, lassen sich offenkundig weder empirisch durch Verallgemeinerung von Beobachtungsergebnissen auffinden, noch auch lassen sie sich an der Erfahrung überprüfen und bestätigen. Und doch braucht die Metaphysik irgendeinen Leitfaden, wenn sich ihre Spekulationen nicht im völlig luftleeren Raum bewegen sollen. Hierzu erweist sich die Sprache am ehesten als geeignet. Hat sich doch die Menschheit in ihr ein Verständigungsinstrument geschaffen, mit dem sie sich grundsätzlich auf alles, was irgendwie ist, beziehen und es prinzipiell unter allen sie interessierenden Aspekten erörtern kann. Damit können wir wohl mit einiger Plausibilität erwarten: Wenn es uns gelungen ist, sprachliche Grundstrukturen herauszufinden, die unabhängig von dem besonderen gerade erörterten Inhalt jedem sprachlichen Weltbezug zugrunde liegen müssen, dann sind wir berechtigt, von hier aus auch Rückschlüsse auf ontologische Strukturen der Wirklichkeit zu ziehen.

An diesem Punkt sind wir aber sogleich mit einer Alternative konfrontiert. Welche Sprache können wir berechtigt unseren ontologischen oder metaphysischen Untersuchungen als Ausgangspunkt zugrunde legen? Dürfen wir von den natürlichen Sprachen ausgehen und nach ihren ontologischen Implikationen forschen? Auf diese Weise gelangen wir offenbar zu den ontologischen Grundannahmen des gesunden Menschenverstandes (*common sense*), die dieser meist unausdrücklich seinem lebensweltlichen Zugang zur Wirklichkeit und damit seiner Verständigung über sie mittels der Alltagssprache zugrunde legt. Gegen ein Ausgehen von der Alltagssprache lassen sich vor allem zwei Gesichtspunkte ins Feld führen: Zum einen sind in unsere historisch gewachsenen Umgangssprachen zahlreiche Merkmale eingegangen, die sich allein Zufällen einer historischen Entwicklung verdanken. Es muss daher zu Fehlschlüssen führen, wenn man aus ihnen allgemeine ontologische Strukturen, also notwendige sachliche Zusammenhänge ableiten wollte.

¹ Ich danke meinem Assistenten, Herrn Markus Geisler, für die Sichtung der Literatur.

So ist die Subjekt-Prädikat-Struktur zwar in allen uns geläufigen indogermanischen Sprachen nachzuweisen, aber eben nicht in schlechthin allen Sprachen. Aus dem sprachlichen Umstand, dass wir ein und demselben Subjekt in Bezug auf verschiedene Zeitpunkte ganz verschiedene, ja gegensätzliche Prädikate zuschreiben, ist also nicht ohne weiteres auf den ontologischen Sachverhalt zu schließen, es gebe ein substantielles Einzelding, das während der Dauer seiner Existenz bei allem Wechsel seiner (akzidentellen) Bestimmungen identisch fortbesteht. Zum anderen finden sich in der Umgangssprache nachweislich zahlreiche Ungenauigkeiten, zumal was die logischen Zusammenhänge anbelangt. Die sprachliche Oberflächenstruktur verdeckt daher oftmals eher die logischen Beziehungen, als sie offen zu legen. Wenn es daher auf eine logisch stringente Argumentation ankommt, so hat es sich eingebürgert, auf die Symbolisierung in einer logisch bereinigten Kunstsprache zurückzugreifen. Dürfte es sich ontologisch nicht ganz entsprechend verhalten? Wer aus einer faktisch gebrauchten Umgangssprache die Strukturen unserer tatsächlich vertretenen Alltagsontologie herausarbeitet, der hat es bestenfalls mit einem sehr ungenauen und oberflächlichen metaphysischen System zu tun, das keineswegs den Anforderungen einer wissenschaftlich fundierten Weltsicht genügt. Muss nicht, damit wir verlässlich durch Sprachbetrachtungen zu ontologischen Ergebnissen gelangen können, parallel zu einer anzustrebenden Revision der Alltagsontologie auch eine sprachliche Reform einhergehen?

II. Die deskriptive Metaphysik als Offenlegen der impliziten ontologischen Voraussetzungen unserer Alltagsrede

Ohne diese Frage jetzt schon entscheiden zu wollen, soviel ist jedenfalls deutlich geworden: Die kontroversen Standpunkte eines normalsprachlichen und eines idealsprachlichen Zugangs sind innig verknüpft mit den beiden Formen, Metaphysik zu betreiben, um die es uns hier gehen soll.² Strawson hat dafür die inzwischen klassisch gewordene Terminologie einer deskriptiven und einer revisionären Metaphysik geprägt und definiert den Gegensatz im engen Anschluss an diese Termini so: Die deskriptive Metaphysik begnügt sich damit, die tatsächliche Struktur unseres Denkens über die Welt zu beschreiben, die revisionäre ist bemüht, sie zu revidieren, also eine bessere Struktur zu schaffen (*Ind.* 9). Was ist diese Struktur des Denkens? Es dürfte wohl nicht sosehr an formale Strukturen gedacht sein, die ein korrektes logisches Schließen gestatten, als vielmehr an die Grundstruktur oder Grundordnung unseres inhaltlichen Denkens. Diese aber liegt darin, dass wir das Seiende in oberste Klassen oder Kategorien einteilen. Die Kontroverse betrifft also wesentlich die Frage: Was ist die ontologische Grundkategorie? Was ist die Grundform des Seienden? Angesichts dieser Frage ist die Terminologie ‚deskriptiv‘ ein wenig irreführend. Vermag ich die Frage nach dem primär Seienden durch Beschreibung zu beantworten, was doch wohl stets heißt, durch Beschreiben von faktisch Gegebenem? Nach dem eingangs Herausgearbeiteten kann das wohl nur

² Vgl. dazu Sarkar (1977).

heißen: durch Beschreiben unseres tatsächlichen alltäglichen Sprachgebrauchs. Denn dieser ist wohl die einzige Gegebenheit, aus der als Leitfaden sich ontologische Strukturen ablesen lassen. Wer von einer im Hinblick auf wissenschaftliche Einsichten reformierten Sprache als Leitfaden ontologischer Untersuchungen ausgeht, der nimmt nichts Gegebenes, sondern etwas Konstruiertes zu seinem Ausgangspunkt. Hier bedarf es einer entscheidenden Differenzierung: Natürlich werden wir niemals durch bloßes Feststellen, Beschreiben, Ordnen und Gliedern des tatsächlichen Sprachgebrauchs, wie er durch die zahlreichen von Sprache zu Sprache verschiedenen Konventionen der Oberflächengrammatik geregelt ist, dazu gelangen, ontologische Grundkategorien zu entdecken. Es geht also nicht darum, etwas in der Alltagssprache bereits offen zutage Liegendes bloß festzustellen, sondern vielmehr darum, etwas in ihr Impliziertes, gleichsam in ihrer Tiefenstruktur Verborgenes durch Analyse ausdrücklich zu machen (*Ind.* 10). Man kann diese Aufgabe nicht unpassend damit vergleichen, wie Aristoteles und spätere Logiker die unseren umgangssprachlichen Argumentationen zugrunde liegenden logischen Gesetzmäßigkeiten explizit gemacht haben. Der logisch nicht gebildete Durchschnittssprecher hat von diesen Gesetzen ein implizites Gebrauchswissen, das ihn befähigt, sie in seinen Argumenten und Schlussfolgerungen sehr wohl korrekt anzuwenden. Aber gefragt, vermag er die Gesetzmäßigkeiten, die ihm ein korrektes Argumentieren und Schließen ermöglichten, nicht zu explizieren und so kann er die Richtigkeit seiner Schlüsse nicht rechtfertigen. Ähnlich sind in den Auffassungen einer philosophisch nicht geschulten Durchschnittsperson einige ontologische Grundannahmen über die Grundstruktur des Seienden, was das primär Existierende ist usw., vorausgesetzt, ohne dass diese Person sie explizit zu nennen oder gar zu rechtfertigen vermöchte.³ So wie das Formulieren der logischen Gesetze ist auch das Herausstellen und Rechtfertigen unseres lebensweltlichen Begriffsschemas und seiner Grundsätze eine nichttriviale intellektuelle Leistung.

III. Deskriptives Wahren der Phänomenfülle oder Revision im Sinne der ontologischen Sparsamkeit?

In Strawsons Behandlung der Personen, denen er unter den primären Einzelnen besondere Bedeutung schenkt, wird greifbar, inwiefern deskriptive Metaphysik ein Hinnehmen von Gegebenem ist.⁴ Personen fasst Strawson so auf, wie wir sie in

³ Strawson (1992), ch. 1, bes. 7, stellt eine Analogie auf zwischen unserer stillschweigenden und unbewussten Beherrschung (*tacit and unconscious mastery*) des grundlegenden Begriffsschemas und dem mühelosen Praktizieren der Grammatikregeln unserer Muttersprache, die wir gleichfalls nicht systematisch entfalten können.

⁴ Philipps (1967) setzt sich mit Strawsons Konzeption der Person im Hinblick auf den Leib-Seele-Dualismus auseinander. Leclerc (1963) kritisiert Strawson: Die durch die Normalsprache nahegelegte Konzeption von einer Person, die bei allem Wandel ihrer Zustände identisch bleibe, sei für Alltagszwecke zwar brauchbar, ignoriere aber von vornherein Unterschiede, die sich für die genauere philosophische Analyse als höchst wichtig erweisen könnten. – Diese Kritik setzt falsch an. Begründet angezweifelt werden kann, ob es ein Prinzip wie einen gleichbleibenden Wesenskern gibt, der die diachronische Identität garantiert. Ist dieses Prinzip zugestanden, dann sind auch markant erscheinende Unterschiede ohne wirklichen Belang.

unserer Alltagsrede behandeln, grundständig als räumlich-zeitliche Körpersubstanzen, denen wir aber auch ohne Bedenken mentale Bestimmungen des Erkennens, Wollens oder Empfindens zuschreiben. Er belässt die Phänomene mithin in der ganzen Fülle, in der sie sich uns darbieten und sich im Zugang der Alltagssprache widerspiegeln. Er unternimmt es also weder, die eine Seite des Verhältnisses Körperliches-Mentales auf die andere zu reduzieren oder zu ihren Gunsten zu eliminieren, noch interpretiert er die Phänomene im Sinne des anderen Extrems, nämlich eines Cartesischen Dualismus: Zwei so verschiedenartige Typen von Prädikaten wie physische und mentale könnten – so der Cartesianer – nur die Bestimmungen verschiedenartiger Subjekte sein. Vielmehr nimmt Strawson gleich unserem lebensweltlichen Zugang an: Beide Typen von Bestimmungen treten am selben Subjekt auf. Damit können sie nicht beziehungslos nebeneinander stehen. Aber er unternimmt es umgekehrt auch nicht, ihre gegenseitige Beziehung exakt zu klären, gar im Sinne einer Reduzierbarkeit des einen auf das andere. Damit belässt er die Phänomene so, wie sie sich uns darbieten.

Das ist ein entscheidender Unterschied zur revisionären Metaphysik. Hinter dieser steht in den meisten Strömungen ein mehr oder minder konstruktivistischer Ansatz, der glaubt, es sei ein zutreffenderes System der Welt zu konstruieren als das, das unserer alltäglichen lebensweltlichen Verständigung über sie zugrunde liegt. Solche Konstruktionen aber sollten rationell sein, d. h. dem ontologischen Sparsamkeitsprinzip⁵ gehorchen, das fordert, mit einem minimalen Aufwand einen maximalen Effekt zu erzielen. Das bedeutet im vorliegenden Zusammenhang: Es sind möglichst wenige voneinander unabhängige Grundformen (Kategorien) des Seienden anzunehmen, was sozusagen dem geistigen Aufwand gleichkommt. Mit diesen minimalen Voraussetzungen aber ist ein maximaler Effekt zu erzielen, nämlich der, dass sich die Phänomene in ihrer ganzen Fülle erklären lassen. Gewiss, nicht alle Formen einer revisionären Metaphysik brauchen konstruktivistisch zu sein. Eine phänomenologische Ontologie, wie sie in Nachfolge von Husserl innerhalb der analytischen Philosophie etwa von Chisholm⁶ vertreten wird, ist in ihren Existenzannahmen besonders reichhaltig. Im Unterschied zur Alltagsontologie, die sich vornehmlich an Körpersubstanzen orientiert, geht sie von einem Primat des Mentalen aus. Eine Grundeigentümlichkeit des Mentalen aber ist nach Brentano die Intentionalität, geistig auf etwas ausgerichtet zu sein. Als Seiendes kommen somit alle intentionalen Korrelate mentaler Akte in Frage, alles, worauf ich mich geistig als auf ein Objekt beziehen kann. Hiernach sind auch solche Universalien wie Eigenschaften existent, selbst wenn sie niemals an einem Einzelnen instantiiert sind. Denn ich kann mich geistig auf eine Eigenschaft beziehen, die mir durch definierende Bedingungen gegeben ist, indem ich es offen lasse, ob diese Eigenschaft an einem wirklichen Einzelnen vorkommt. – Die meisten revisionären Metaphysiker jedoch gehen von einem Ideal der Wissenschaftlichkeit aus, das durch Einheitlichkeit und Allgemeinheit gekennzeichnet ist, und tendieren daher zu einer monistischen Ontologie, die in einer einzigen Kategorie von Seienden die

⁵ Die Forderung einer größtmöglichen Einfachheit unseres Weltbildes erhebt z. B. Quine (1961), 17.

⁶ Vgl. etwa Chisholm (1989), bes. part V; (1996), bes. part I; auch (1981), bes. ch. 2.

Grundlage der gesamten Wirklichkeit sucht. Dabei stehen sich wiederum zwei gegensätzliche Formen gegenüber. In rationalistisch-idealistischer Tradition versuchte man, alles auf geistige Einheiten wie Leibniz' perzipierende und strebende Monaden oder ein spontan alles aus sich selbst hervorbringendes Ich zurückzuführen. Heute wird ein reduktionistischer Monismus fast ausschließlich in naturalistisch-szientistischer Form vertreten, wenn etwa Quine vierdimensionale Raumzeit-zonen, wie sie physikalischen Erklärungsinteressen entgegenkommen, als einzigen Typus eines wirklich Seienden anerkennt. Bei Quine geht der eher formale Aspekt, dass die Frage der ontologischen Verpflichtungen, die ein Sprecher eingeht, an einer (auf das logisch Wesentliche) reduzierten prädikatenlogischen Standardsprache (Idealsprache) zu entscheiden sei, damit einher, dass er die inhaltliche Frage nach den ontologischen Grundkategorien im Sinne einer naturalistisch-szientistischen Reduktion beantwortet.

IV. Ist deskriptive Metaphysik bloß ein analysierendes Herausstellen der alltagsontologischen Grundkategorien?

Nach einem verbreiteten, dennoch falschen Verständnis ist die deskriptive Metaphysik lediglich damit befasst, die grundlegenden ontologischen Begriffe und Einteilungen explizit zu machen, die wir in unserem lebensweltlichen Zugang zur Wirklichkeit implizit voraussetzen, ohne dass sie der Sache nach darüber urteilte, welches in der Realität die fundamentalen Strukturen der Welt sind.⁷ Sowie man zu diesem Weltbild der Alltagsontologie (*folk ontology*) von sich aus Stellung bezieht, muss man zumindest mit der Möglichkeit rechnen, dass Teile unseres vertrauten Begriffssystems zu revidieren sind. Damit lasse man sich bereits auf eine revisionäre Metaphysik ein. – Indes, wie verdienstvoll eine solche Analyse der Alltagssprache auf die in ihr implizierten fundamentalen Denkkategorien und ontologischen Grundannahmen hin auch sein mag, sie verdient jedenfalls nicht, deskriptive Metaphysik zu heißen. – Von den beiden Bestandteilen des Begriffs passt auf sie nur ‚deskriptiv‘, das die Methode kennzeichnet, nicht aber ‚Metaphysik‘ als Angabe des Ziels.

‚Deskriptiv‘ ist das Vorgehen, sofern es das in der Alltagssprache Gegebene feststellt. Ergänzend und präzisierend sollten wir dieses Vorgehen als ‚analytisch‘ charakterisieren. Denn es geht ja nicht darum, die oberflächengrammatischen Eigentümlichkeiten einer bestimmten Sprache zu konstatieren. Vielmehr beansprucht Strawson, zu den sprachinvarianten Tiefenstrukturen vorzudringen, die sämtlichen natürlichen Sprachen gemeinsam sind und so die Struktur der (normalen) Sprache

⁷ Dies wird durch Strawsons Formulierung nahe gelegt, die deskriptive Metaphysik beschreibe die aktuelle Struktur unseres Denkens über die Welt. Zu einem solchen Verständnis vgl. etwa McHenry (1996), 91. Glouberman (1987), 270 f. hat indes richtig gesehen: Die alltäglichen Denk- und Sprechmuster stellen für den deskriptiven Metaphysiker nur die vorgegebene Ausgangsbasis dar, die er durch seine Prinzipien als ihre Tiefenstruktur zu durchdringen und zu erklären versucht. Die gleiche Datenbasis kann dabei durchaus durch verschiedene Prinzipien erklärt werden, die sich mehr oder minder weit von ihr entfernen, ja dem unreflektierten Alltagssprecher sogar befremdlich und uneinsichtig erscheinen können.

überhaupt darstellen sollen.⁸ Sofern die Grundstrukturen inhaltlichen Denkens, d. h. die bei jedem lebensweltlichen Denken und Sprechen implizierten ontologischen Grundannahmen und Prinzipien, durch Analyse herausgestellt werden, aber nicht über sie hinausgegangen wird, kann man sehr angemessen von ‚analytisch‘ im Sinne Kants sprechen. Die revisionäre Metaphysik ist demgegenüber synthetisch-konstruktiv, sofern sie versucht, über die Alltagsontologie hinausgehende Erweiterungen und partielle oder totale Alternativen aufzubauen (griech. συντιθέναι, lat. *construere*).⁹ Metaphysik hat das Ziel, (auf welchem Weg auch immer) die Grundbestimmungen herauszufinden, die jedes Seiende, und zwar in seinem allgemeinsten Gesichtspunkt, als Seiendes ausmachen und begründen, wie es schon Aristoteles in seiner Formel vom Seienden als Seiendem ($\delta\upsilon\nu\ \eta\ \delta\upsilon\nu$) ausdrückte. Eine philosophische Analyse, die nicht auf dieses Ziel ausgerichtet ist, verdient schlicht nicht, Metaphysik zu heißen. Wenn man lediglich durch Sprachanalyse die (durch die Sprache bereits mitgegebenen) gemeinsamen ontologischen Voraussetzungen des gesunden Menschenverstandes eruiert, wäre dies eine Art Soziolinguistik. Oder wir könnten einer Kognitionspsychologie die weitergehende Aufgabe zuweisen, die Grundkategorien unseres tatsächlichen Denkens nicht bloß herauszustellen, sondern sie auch genetisch in ihrer Entstehung zu erklären. Etwa ließe sich durch die Gesetze einer Gestaltpsychologie erklären, warum wir gerade diese Einheitsformen (wie eine Substanz, die bei allem akzidentellen Wandel eine Einheit bleibt) bilden und als ontologisch grundlegend behandeln.¹⁰ Die große relative Konstanz in den alltagsontologischen Kategorien ließe sich bei dem erkenntnispsychologischen Zu-

⁸ Gegen Strawsons starke Forderung, es gebe einen mächtigen Kernbereich menschlichen Denkens (*masive central core of human thinking*), der jedem geschichtlichen Wandel enthoben sei, d. h. Kategorien und Begriffe, die sich in ihrem grundlegendsten Charakter gar nicht änderten (*Ind.* 10), spielt man gerne den sprachlichen Relativismus von Benjamin Lee Whorf aus, der durch genaue empirische Sprachforschungen zumal bei Indianersprachen zu dem Ergebnis gelangt ist: Verschiedene Sprachen oder Sprachfamilien schließen in ihren Strukturen ganz verschiedene Kategorienschemata ein, die sich alle etwa gleich bewährt haben, so dass nicht von dem einen verbindlichen Begriffsschema die Rede sein kann; vgl. etwa Burt (1963), 34 f.; Haack (1979), 366–368. Berriman (1967) wirft Strawsons Anspruch, die Elemente aufzuweisen, die notwendig seien, unser tatsächliches Begriffssystem zu konstituieren, Zirkularität vor. Das aufgezeigte Begriffssystem, für das (in einem räumlich-zeitlichen Rahmen) Körpersubstanzen und Personen zentral sind, sei nämlich nicht universal für alle Menschen aller Zeiten notwendig, etwa nicht für die Hopi-Indianer: In ihrem Kategorienschema seien nach Whorfs Untersuchungen nicht Körpersubstanzen grundlegend, die identisch in der Zeit fortbestehen, sondern eine Art Prozessdinge (die sich wie Ereignisse aus zeitlichen Teilen aufbauen). Die scheinbare Plausibilität von Strawsons Forderung ergebe sich damit aus der versteckten *petitio principii*, dass sie sich von vornherein auf eine Gruppe von Sprachen bezieht, die sich darin ähneln, dass sie alle das besagte Begriffssystem einschließen. Aus diesen Sprachen, in denen dieses Begriffssystem bereits vorausgesetzt ist, lasse es sich trivialerweise mit Notwendigkeit ableiten.

⁹ Glouberman (1987), 272, bringt Strawsons Unterscheidung ausdrücklich mit Kant zusammen, der (in seiner vorkritischen Phase) die synthetischen Disziplinen wie die Mathematik (die ihre Begriffe schöpferisch durch ihre Definitionen hervorbringt) der Metaphysik als analytischer Disziplin gegenüberstellt: Deren Begriffe (wie ‚Zeit‘) seien schon vorgegeben (im alltäglichen Denken und Sprechen), aber verworren und noch unbestimmt, so dass die Metaphysik sie analysierend zu klären habe. Leibniz (den Strawson später als revisionären Metaphysiker einstufen sollte) verkenne dies, indem er Begriffe (z. B. den einer Monade) konstruierend erschafft.

¹⁰ Diese Nähe der deskriptiven Metaphysik zu den Kognitionswissenschaften, insbesondere der Gestaltpsychologie, betont Goldman (1989).

gang als eine bloße anthropologische Konstante erklären, erweist also gerade nicht ihre Wahrheit, sondern umgekehrt ihre Sachferne.¹¹ Wenn man hingegen sachorientierte Metaphysik betreibe (so die Forderung derer, die das deskriptive Vorgehen ins Psychologisch-Linguistische abdrängen), müsse man die ontologischen Grundbestimmungen in lebendigem Kontakt zu den jeweils aktuellen Resultaten der Naturwissenschaften entwickeln. So, wie diese angesichts von Neuentdeckungen ihre Erklärungen der (Einzel-)Phänomene immer wieder revidieren müssen, seien wir angesichts unserer Erkenntnisschwäche noch viel weniger in der Lage, über die ontologischen Grundlagen (dieser Phänomene sowie der Wirklichkeit insgesamt) eine endgültige Theorie zu erstellen, und müssten diese stets anpassen.¹²

Betrachten wir indes, was Strawson in *Individuals* tatsächlich tut, so ist klar, dass er das deskriptive Vorgehen keineswegs als bloßes Herausarbeiten unserer faktischen Denkkategorien des Alltags versteht. Vielmehr versucht er, durch die Methode des Analysierens alltäglicher Sprechhandlungen (namentlich des sprachlichen Gegenstandsbezugs oder des Identifizierens der gemeinten Einzelnen) zu einer inhaltlichen Behauptung über die Welt insgesamt zu gelangen, die in Konkurrenz zu einschlägigen revisionären Thesen behauptet, dass die ontologisch primären Bestandteile der Welt Körpersubstanzen und Personen seien.

Wenn man den Aspekt des Deskriptiven jedoch verabsolutiert, gelangt man zu der Auffassung, deskriptive Metaphysik erschöpfe sich darin, die alltäglichen Überzeugungen über die Grundlagen der Wirklichkeit zu explizieren. Eine solche Beschränkung wird auch von gewissen Versuchen suggeriert, Strawsons Terminologie zu korrigieren. Diese scheint nicht neutral zu sein, sondern Strawsons Resultat zu präjudizieren, die deskriptive Metaphysik müsse grundlegend bleiben. Denn jede Revision setzt eine zu revidierende Konzeption als ihren Ausgangspunkt voraus; eine revisionäre Metaphysik bliebe so auf unser vertrautes alltagsontologisches Begriffsschema verwiesen. Nahe liegend wäre als terminologische Korrektur ‚deskriptiv‘ – ‚präskriptiv‘: Die deskriptive Metaphysik beschreibe bloß (ohne eigenes Sachurteil), wie wir faktisch über die Natur denken, die präskriptive schreibe uns vor, welche Grundstrukturen wir annehmen sollen, wobei sich diese im Grenzfall als identisch mit den faktisch angenommenen alltagsontologischen erweisen könnten.¹³ Nun geht es aber in der Metaphysik nicht wie in der praktischen Philosophie

¹¹ Alternativ könnte man es wie Whitehead (1920), ch. 3, 71, als einen kontingenten historischen Zufall ansehen, dass sich bei uns eine Tradition gebildet hat, in der dieses bestimmte (alltagsontologische) Begriffsschema, das für Whitehead eine materialistische Sicht darstellt, uns so vertraut und selbstverständlich geworden ist, als sei es natürlich und dulde keine Alternativen. Bei einer anderen Tradition erschiene ganz anderes uns natürlich. – Aber selbst eine anthropologische Konstante, die invariant bei allen Menschen vorliegt, könnte als evolutionärer Zufall gelten, verweist also nicht auf eine zugrunde liegende sachliche Notwendigkeit.

¹² Simons (1998b), 383, rechnet es Whitehead als Verdienst an, diese Vorläufigkeit jedes aktuellen metaphysischen Begriffsschemas klarer als die meisten anderen gesehen zu haben. Ähnlich wie Haack (1978) und (1979) sowie McHenry (1996), bes. 95–99, sieht er in Whitehead einen paradigmatischen Repräsentanten revisionärer Metaphysik.

¹³ Vgl. Goldman (1989), 132. Noch irreführender ist die Gegenüberstellung ‚deskriptiv‘-‚real‘ von Tienson (1989), 63. Nicht nur macht sie die deskriptive Metaphysik zur Kognitionspsychologie; sie suggeriert auch umgekehrt, bei einer Loslösung vom Leitfaden der Umgangssprache gelinge ein unmittelbarer Wirklich-

um präskriptive Sätze, dass wir etwas tun sollen, sondern stets um Behauptungssätze. Der intendierte Unterschied wäre also wohlverstanden ein Unterschied im behaupteten Inhalt: Die deskriptive Metaphysik behauptete nichts darüber, welches die grundlegenden Typen des Seienden sind, sondern bloß, was gemeinhin als ontologisch fundamental gilt; die revisionäre Metaphysik behauptete sehr wohl, was in der Wirklichkeit grundlegend ist. So gefasst läge aber (wie bereits aufgewiesen) gar kein Unterschied zweier Formen, Metaphysik zu betreiben, mehr vor.

Diese Differenzierung der Metaphysik selbst lässt sich sehr wohl in der Terminologie ‚deskriptiv‘ – ‚revisionär‘ ausdrücken, ohne dass wir dadurch bereits eine unzulässige Vorentscheidung über ihre Gewichtung fällen. Dass in unserer subjektiven Erkenntnisordnung das alltagsontologische Begriffsschema zuerst kommt und die Basis jeglicher Revisionsversuche bildet, ist kaum zu bestreiten und besagt noch nichts. Denn im weiteren Verlauf der Untersuchung kann sich erweisen, dass in der sachlichen, ontologischen Prioritätsordnung etwas völlig anderes grundlegend ist. Wir brauchen also nicht, wie es gemeinhin geschieht, am Terminus ‚revisionär‘ Anstoß zu nehmen, weil jeder revisionäre Ansatz den deskriptiven als eine zu revidierende Basis voraussetzen müsse. Eher schon wäre der Terminus ‚deskriptiv‘ zu präzisieren. Ergänzend, nicht ersetzend können wir von einer analytischen gegenüber einer synthetisch-konstruktiven Methode sprechen, um das Vorgehen selbst zu charakterisieren. Der Gegensatz ‚deskriptiv‘ – ‚revisionär‘ hingegen ist eher geeignet, im Nachhinein das durch ein solches Vorgehen gewonnene Resultat zu prüfen, ob es mehr konservativ-bewahrend das in der Alltagsontologie Vorausgesetzte herausstellt oder ob es dieses im Hinblick auf neue wissenschaftliche Anforderungen zu revidieren und zu verbessern versucht.

Wenn wir uns demgemäß nicht von vornherein und ausschließlich auf die analytische Methode festlegen, sondern unvoreingenommen beginnen, Metaphysik in der Methode zu betreiben, wie sie dem jeweils vorliegenden Problem angemessen erscheint, und es erweist sich am Ende, dass das Resultat eher deskriptiv das lebensweltlich mit der Alltagssprache immer schon Angenommene feststellt, dann können wir sicher dem Vorwurf entgehen, die deskriptive Metaphysik werde ihrem eigenen Anspruch nicht gerecht, Metaphysik zu sein.¹⁴ Dieser Vorwurf trifft nur, wenn wir das deskriptiv-analytische Vorgehen verabsolutieren. Wenn wir es uns zum Prinzip machen, nichts anderes zu tun, als die Umgangssprache auf ihre ontologischen Implikationen hin zu analysieren, dann können wir auch nur erwarten, jene Grundbegriffe herauszufinden, die sich faktisch als Grundlage unserer alltäglichen Verständigung über die Lebenswelt herausgebildet haben, gleich, ob sie der Wirklichkeit angemessen sind oder nicht. Wenn wir das analytisch-deskriptive und das synthetisch-revisionäre Vorgehen als zwei einander ausschließende und bezie-

keitsbezug. Tatsächlich sind aber beide Formen der Metaphysik in gleichem Maße sprachlich gestützte Versuche, die Wirklichkeit als ganze zu ergründen, die jeden ihrer Schritte (mangels anderer Bestätigungsinstanzen) durch Reflexion auf die Sprache überprüfen müssen. Sie unterscheiden sich nur darin, in welchem Maße sie annehmen, die zugrunde gelegte Sprache müsse wissenschaftlich bereinigt sein.

¹⁴ Kolb (1975) versucht aufzuweisen: Beachtet man eine Zweideutigkeit in Strawsons Begriff eines seinsmäßigen Vorrangs, dann wird einem bewusst, dass die deskriptive Metaphysik der normalen Sprache genau genommen gar keine genuine Metaphysik sein kann.

hungslos gegenüberstehende Methoden behandeln, dann können sich in ihnen auch nur zwei verschiedene Gegenstandsbereiche erschließen: die ontologischen Grundüberzeugungen, die unserem lebensweltlichen Wirklichkeitszugang zugrunde liegen, gegenüber den Grundstrukturen der Wirklichkeit selbst.

Anders, wenn wir die Analyse der Alltagssprache nur als methodisches Hilfsmittel oder Leitfaden betrachten, dem wir so lange folgen, wie es sich als fruchtbar erweist. Subjektiv erkenntnisgenetisch stellt dieses Vorgehen ohnehin den Ausgangspunkt dar. Jeder Mensch, auch wenn er einmal die ausgeklügelteste Metaphysik vertreten wird, beginnt zunächst mit der alltäglichen Weltsicht.¹⁵ Daher ist es methodisch richtig, diese zunächst explizit zu machen, bevor man die Notwendigkeit partieller Revisionen oder totaler Alternativen erwägt. Aber es mag sich dabei auch erweisen, dass die Grundkategorien der Alltagsontologie beibehalten werden können und nur im Hinblick auf besondere Erklärungsanforderungen der Wissenschaft ergänzt zu werden brauchen. Denn in ihnen haben sich die Erfahrungen zahlloser Generationen im verstehenden Umgang mit der uns umgebenden Wirklichkeit niedergeschlagen. Sie haben sich also, zumindest in bestimmter Hinsicht, bewährt. – Wenn wir aber davon ausgehen, Metaphysik habe synthetische Aussagen *a priori* zu liefern, so widerspricht dem die analytische Methode nicht. Denn die in der Umgangssprache implizierten und analytisch explizit zu machenden ontologischen Annahmen haben den Charakter synthetischer Urteile *a priori*. In der Alltagssprache spiegelt sich die Konstruktion eines Begriffsschemas, mittels dessen wir uns in der Welt orientieren. Damit sind auch die an ihrem Leitfaden gewonnenen Thesen genuin metaphysische, synthetische Annahmen.

V. Als auf dieselbe Sache bezogen bilden deskriptive und revisionäre Metaphysik die idealtypischen Grenzpunkte eines Kontinuums von Zwischenfällen

Aus dem Gesagten ergibt sich eine weitere wichtige Konsequenz. Bei der deskriptiven und der revisionären Metaphysik handelt es sich nicht um zwei unterschiedliche Klassen, die je in Reinform vertreten wurden und in die sich daher philosophische Systeme sauber einordnen lassen. Vielmehr sind sie die idealtypischen Grenzpunkte oder idealisierten Maßstäbe, an denen gemessen werden kann, in welchem Umfang ein reales System der Metaphysik eher deskriptiv, in welchem eher revisionär ist.¹⁶ Angesichts wissenschaftlicher Neuerkenntnisse gibt es Bereiche, wo

¹⁵ McDougall (1973), 212f., bezeichnet das von der deskriptiv-analytischen Methode herausgearbeitete Kategorienschema als vortheoretisch, vorreflexiv. Es sei die unvermeidliche Weise, wie wir uns selbst in unserer Welt verstehen, und könne daher nicht durch theoretische Reflexion geändert werden, weil diese Sichtweise noch vor jeder Theorie vorgegeben sei. ‚Vorreflexiv‘ impliziert aber, wie McDougall sieht, dass sich daran ein (über den *common sense* hinausgehendes) reflexives Denken anschließen kann. Hierbei kann man aber m.E. die vortheoretischen Sichtweisen auch auf ihre theoretische Haltbarkeit hin überprüfen, so dass eine genuine metaphysische Theorie zustande kommt.

¹⁶ Vgl. hierzu die Kontroverse von Chandra (1974) und Mullick (1974). Chandra sieht in Strawsons These, dass der identifizierende Sprachbezug auf Personen stets Raum und Zeit voraussetze, revisionäre Ansätze. Denn beim Selbstbezug bräuchte ich mich als körperliches, räumliches Wesen bloß zu denken. Das nähere Strawson dem sensualistischen Idealismus des Revisionisten Berkeley an. – Aus dem sicher zutreffenden

die analytisch herauszustellenden alltagsontologischen Überzeugungen keine oder keine befriedigende Antwort enthalten. Hier kommt jede ernst gemeinte Ontologie, auch die eher deskriptive, nicht umhin, durch synthetische Konstruktionen zumindest Erweiterungen und partielle Korrekturen vorzunehmen. Umgekehrt darf eine revisionäre Metaphysik, wenn sie keine wirklichkeitsfremde Spekulation sein soll, den Bezug zur Alltagssicht nicht abbrechen, sondern ist nicht zuletzt daran zu messen, wie plausibel sie bei ihren Voraussetzungen die Phänomene zu erklären vermag, die wir alltagsontologisch als real ansehen (weshalb wir etwa glauben, es gebe im Wandel identisch fortexistierende Personen). Wenn ihre synthetischen Konstruktionen nicht im luftleeren Raum schweben sollen, dann müssen sie im Hinblick darauf konstruiert sein, auf Fragen zu antworten, die sich aus der Erfahrungswirklichkeit oder genauer ihrer wissenschaftlichen Erforschung ergeben, die aber ohne solche Konstruktionen unlösbar erscheinen. Die beachtenswertesten Systeme einer revisionären Metaphysik (Descartes, Leibniz, Whitehead) zeigen diese Intention.

Weil beide Formen, Metaphysik zu betreiben, sich auf die gleiche Sache beziehen, lässt sich zwischen ihnen ein Kontinuum von Zwischenformen annehmen.¹⁷ Dass sich die revisionäre Metaphysik auf die gleiche Sache wie die deskriptive bezieht, wird auch daran greifbar, dass sie zu ihr in ein inhaltliches Konkurrenzverhältnis treten und sie in Sachfragen kritisieren kann. Es ist nicht bloß die (wohl auf einem Missverständnis beruhende) Metakritik möglich, die dem deskriptiven Vorgehen in der Frage der metaphilosophischen Einordnung ihren Anspruch bestreitet, Metaphysik zu sein. Die deskriptive Kernthese, dass die Einzelsubstanz nicht bloß erkenntnisgenetisch, sondern auch sachlich die primäre ontologische Kategorie darstellt und als grundlegender Bezugspunkt zwar im Hinblick auf wissenschaftliche Neuentdeckungen um neue Kategorien erweitert, aber nicht aufgegeben werden dürfe,¹⁸ stellt eine mit vernünftigen inhaltlichen Argumenten bestreitbare Auffassung dar. Das erweist sie als eine synthetische Aussage (*a priori*), wie es von genuinen metaphysischen Thesen zu fordern ist.

Nicht bloß hat Aristoteles in seiner *Metaphysik* ein Paradigma für ein deskriptives Vorgehen geschaffen, das die ontologischen Kategorien durch Analyse des umgangssprachlichen Aussagesatzes gewinnt, er hat auch die formale Logik begründet, und zwar nach der gleichen analytischen Methode.¹⁹ Ähnlich, wie er durch

Umstand, dass jedes System einer genuinen Metaphysik deskriptive wie revisionäre Elemente enthält, folgt freilich (wie wir über Chandra hinausgehend sagen müssen) keineswegs, dass diese Unterscheidung ins Leere läuft. Vielmehr liefert sie uns Analysemerkmale, mittels deren wir ein gegebenes System besser verstehen können, inwieweit es eher vom einen, inwieweit vom anderen Moment bestimmt ist. Keineswegs brauchen wir in das auch von Mullick vertretene Vorurteil zu verfallen: Da genuine Metaphysik revisionär sein müsse, könne Strawsons deskriptive Philosophie nur als (Sprach-)Logik gelten.

¹⁷ Alltagsontologie und revisionäre Metaphysik nähern sich auch insofern einander an, als gewisse populäre Auffassungen der Wissenschaft bereits in unsere Alltagssprache Eingang gefunden haben.

¹⁸ So betont Davidson (1985), 172, indem er sich betont gegen alternative Begriffsschemata wendet: Die Wissenschaft könne zwar unsere sprachlichen und begrifflichen Ausdrucksmittel bedeutend erweitern, aber nur wenig abziehen, d. h. keine einschneidenden Korrekturen vollziehen. Bontekoe (1992) kritisiert Davidsons Unterfangen, unsere faktischen Überzeugungen herauszustellen und zu präzisieren, als steril und betrachtet daher den revisionären Ansatz von Putnams interner Metaphysik als überlegen.

¹⁹ Seine Schriften zum syllogistischen Formalismus und dessen wissenschaftlicher Anwendung heißen so Ἐναλλακτικά.

Analyse umgangssprachlicher Argumentationen²⁰ auf die ihnen zugrunde liegenden logischen Gesetze hin die formale Logik begründete, hat er durch Analyse der umgangssprachlichen Aussagen auf ihre ontologischen Implikationen hin die Metaphysik begründet, die bei ihm insofern als deskriptiv klassifiziert zu werden verdient, als sie die normalsprachliche Ausgangsbasis nicht essentiell verlässt. Diese (in II schon angesprochene) Analogie ist insofern für die jetzige Frage aussagekräftig, als sie uns klar macht: Jede wohlverstandene Metaphysik muss ihren umgangssprachlichen Ausgangspunkt zwingend in einem mehr oder minder großen Umfang revidieren. Denn auch Aristoteles' formale Logik verfolgt zwar nicht die Absicht, Gesetze zu entwickeln, die über das umgangssprachliche Argumentieren hinausgehen. Dennoch, indem sie ein bloß implizites Gebrauchswissen, das logische Schlussregeln in der argumentativen Praxis richtig anzuwenden weiß, explizit macht, kommt sie nicht umhin, regulierend und normierend einzugreifen. Das bedeutet nicht bloß Erweiterungen, indem sie Differenzierungen, Abgrenzungen, Präzisierungen und Systematisierungen, die so noch nicht vorhanden waren, neu vornimmt. Es bedeutet auch Korrekturen: In der impliziten Form ist vieles noch möglich, was durch Einführen ausdrücklicher Regeln ausgeschlossen ist. Ähnlich wie diese logische Normierung kommt auch der Versuch, die alltagsontologischen Voraussetzungen auf präzise philosophische Begriffe zu bringen, nicht ohne regulierende und korrigierende Eingriffe aus, ganz davon zu schweigen, dass im Unterschied zur formalen Logik in der Metaphysik als Realdisziplin Wirklichkeitsbereiche neu einbezogen werden müssen, die sich erst der Wissenschaft erschließen. Noch in einem weiteren Punkt ist die Analogie zur Logik aussagekräftig: Der Logiker will nicht bloß denkpsychologisch die faktisch gebrauchten Gesetze unseres Denkens herausarbeiten und genetisch erklären. Vielmehr beansprucht er, sachlich verbindliche Argumentationsregeln zu entwickeln.

Betrachten wir einen solchen revidierenden Eingriff, der eine notwendige Korrektur der Alltagssicht bedeutet, ohne sie in ihren Grundlagen umzustürzen, an einem Beispiel, wie nämlich das Zuschreiben eines Farbprädikats ‚Dieses Tuch ist rot‘ zu verstehen ist.²¹ Von der Syntax der Subjekt-Prädikat-Aussage her glauben wir, in einem einstelligen Prädikat dem Subjekt eine objektive oder absolute Eigenschaft zuzuschreiben. Die Farbbestimmung wäre also eine Eigenschaft, die dem Tuch an sich oder objektiv zukommt, unabhängig davon, ob es von einem Wahrnehmenden als rot empfunden wird. Von der Semantik her demgegenüber glauben wir, die Bedeutung eines Farbprädikats erschließe sich vollständig allein in der subjektiven Farbwahrnehmung, so dass ein Blindgeborener die Bedeutung eines Farbausdrucks nie adäquat zu lernen vermag. Für ein Farbprädikat sei daher der Bezug auf ein wahrnehmendes Subjekt entscheidend; es sei wesentlich relativ. Diese in sich nicht konsistente Einstellung der Alltagsvernunft zu Farbeigenschaften fordert eine philosophische Korrektur, die beide Aspekte in Einklang bringt. Sie kann durch den Begriff einer dispositionellen Eigenschaft geleistet werden. Die Disposition oder

²⁰ Aristoteles' Bezugspunkt war die besonders ausgefeilte argumentative Praxis in den Übungsgesprächen der Platonischen Akademie. Vgl. Kapp (1942).

²¹ Zu einer anderen Behandlung dieser sekundären Qualitäten vgl. Tienson (1989), 65.

Fähigkeit, unter entsprechenden Umständen, zumal wenn der entsprechende Gegenstand mit einem anderen Gegenstand zusammenkommt, regelmäßig eine charakteristische Wirkung zu zeitigen (hier die Disposition der farbigen Oberfläche, in einem Sehfähigen oder einem Sehvermögen bei Licht eine charakteristische Sehempfindung hervorzubringen), kommt dem Tuch an sich zu, weil sie in seiner objektiven Beschaffenheit gründet. Die Aktualisierung der Disposition aber hängt von äußeren Umständen ab, dass das andere Relat da ist, an dem der Gegenstand diese Wirksamkeit entfalten kann.

VI. Die unverkürzte, vernetzende, aber ungenaue Alltagssicht und die exakten, aber methodisch abstrahierenden wissenschaftlichen Einsichten ergänzen sich

Nach dieser Charakteristik und Einordnung von deskriptiver und revisionärer Metaphysik wollen wir versuchen, sie gegeneinander abzuwägen und zu entscheiden, welches die überzeugendere Form ist, heute Metaphysik zu betreiben. Ist nicht unsere Alltagsweltsicht auf einen winzigen Ausschnitt der Wirklichkeit, Entitäten mittlerer Größe, beschränkt, so dass sowohl die unendlichen Weiten des Kosmos wie die vielfältige Welt der Elementarteilchen sich allein den naturwissenschaftlichen Forschungsmethoden erschließen? Somit scheint es geradezu geboten, die Alltagsontologie im Lichte naturwissenschaftlicher Ergebnisse zu erweitern und zu revidieren, falls der Universalitätsanspruch der Metaphysik soll eingelöst werden können. Indes müssen wir hier differenzieren. Wir haben ausführlich erörtert, dass der Gegensatz von revisionärer und deskriptiver Metaphysik nicht absolut, sondern graduell ist. Damit kann eine deskriptive Metaphysik unbeschadet in Teilbereichen Ergänzungen der alltäglichen Weltsicht vornehmen, wenn nur unser tatsächliches Begriffsschema als der große Gesamtrahmen unseres denkenden und sprechenden Weltbezugs erhalten bleibt und sich die konstruierenden Erweiterungen und Revisionen konsistent in diesen Rahmen integrieren lassen. Genau darin sieht Strawson die Berechtigung der revisionären Metaphysik: Ihre besten Systeme seien nicht bloß philosophiehistorisch bemerkenswert, sondern auch von bleibender systematischer Bedeutung. Dieses Verdienst komme ihnen freilich bei aller Intensität ihrer auf Teilaspekte gerichteten Sichtweise (*intensity of their partial vision*) nur insofern zu, als sie auf die deskriptive Metaphysik bezogen seien und ihr dienen (*Ind.* 9).

Was damit gemeint ist, kann man sich recht gut an einem Bild veranschaulichen: Ein technisches Hilfsmittel wie ein Mikroskop erlaubt uns bestimmte Teilbereiche der Wirklichkeit genauer und intensiver zu sehen, so dass wir vieles entdecken, was uns mit bloßem Auge verborgen bliebe. Aber dieses genaue Betrachten eines Ausschnitts macht niemals die Gesamtsicht auf die Welt ohne technische Hilfsmittel überflüssig. Allein so können wir (wenngleich ungenauer und unschärfer) alle Bereiche der Wirklichkeit in ihren wechselseitigen Verknüpfungen erfassen. Dieser Vergleich ist insoweit durchaus passend, als die naturwissenschaftlichen Ergebnisse, durch die heutige revisionäre Ontologien (mehr als durch philosophische Spekulationen nach Art traditioneller revisionärer Ontologien) die Alltagsontologie zu korrigieren versuchen, mit technischen Hilfsmitteln erzielt werden. Auch die me-

thodischen Hilfsmittel haben eine ähnliche Wirkweise wie das Mikroskop: Man sieht bewusst in methodischen Abstraktionen von der unendlichen Komplexität der Wirklichkeit ab, um den herausgelösten Weltausschnitt besonders genau analysieren zu können. Die so gewonnenen Resultate sagen uns selbstverständlich von vornherein nichts über das Weltganze in seinen vielfältigen Vernetzungen. Solche ergänzenden genauen Teilsichten der Wissenschaften, die das alltägliche Weltbild mehr oder minder einschneidend teilweise revidieren, kann die deskriptive Metaphysik so lange integrieren, wie die These der (im Wandel ihrer Eigenschaften verharrenden) Substanz als ontologischer Grundeinheit im Wesentlichen unangetastet bleibt. Der Umschlag zur revisionären Metaphysik findet dort statt, wo diese für die Alltagsontologie unverzichtbare Grundannahme nicht mehr als eine ontologische Wahrheit anerkannt werden kann, sondern nur noch wie etwa die Rede vom Sonnenuntergang als eine epistemisch vorteilhafte, weil phänomennahe, aber doch uneigentliche *façon de parler* geduldet wird. Sachlich gesehen kann alles, was in der Alltagsontologie angenommen wird, für diese Position zutreffender in einer wissenschaftlichen Begrifflichkeit expliziert werden.

VII. Das Identifikationsprimat der Körpersubstanz

Damit stellt sich uns die Frage: Wie weit ist die Annahme von Körpersubstanzen, die während der ganzen Dauer ihrer Existenz identisch fortbestehen, nicht nur für den alltäglichen Weltzugang zentral, sondern auch darüber hinaus von Bedeutung? Strawsons Rechtfertigung für seine These, revisionäre Metaphysik müsse, sofern sie von Wert sein solle, der deskriptiven dienen, liegt vor allem im versuchten Aufweis: Den Grundkategorien der Alltagsontologie kommt ein Primat im Identifizieren zu, ja man kann sie sogar in einem transzendentalen Argument als unhintergebar erweisen, da jeder Versuch, bestimmte Positionen der Alltagsontologie zu widerlegen, nicht umhinkönne, diese anzuerkennen. Betrachten wir das Identifikationsprimat etwas näher. Theoretische Entitäten wie Photonen, Elektronen, Neutrinos, Quarks sind sicherlich nicht unmittelbar in der Wirklichkeit nachzuweisen, sondern erschlossen im Hinblick auf bestimmte Experimente, die man allein durch sie glaubt erklären zu können. Damit sind sie wohl nicht unabhängig von diesen Experimenten zu identifizieren; weiterhin sind sie nur in Bezug auf die Personen identifizierbar, die diese Experimente durchgeführt haben, denen mithin eine identifikatorische Priorität zukommt. – Alternative ontologische Grundkategorien, wenn man beispielsweise Tropen, d. h. individuierte Eigenschaften, als ontologisch grundlegend betrachtet und die Einzelsubstanzen lediglich als Bündel solcher Tropen ansieht, sind ähnlich erschlossen, freilich nicht im Hinblick auf partielle zu erklärende Experimente, sondern aus grundlegenden ontologischen Überlegungen heraus. Diese werden indes von Menschen angestellt, die sich zumeist nicht von den lebensweltlichen Kategorien zu lösen vermögen, so dass sie die neu einzuführenden Entitäten oft nicht anders als in Bezug auf die identifikatorisch primären Körpersubstanzen identifizieren können, wenn sie etwa als Beispiel eine Trope ‚dieses Blau an meinem Auto‘ nennen. Die entscheidende Frage nun ist: Spiegelt sich in der

Rangordnung der Identifikation auch eine entsprechende ontologische Prioritätsordnung oder ist die Kategorie des körperlichen Einzeldings lediglich angesichts der Erkenntnisbedingungen, wie sie sich unseren Daseinsbedingungen entsprechend gebildet haben, unentbehrlich, um uns von dieser Kategorie aus die Wirklichkeit zu erschließen?

VIII. Ist das Begriffsschema der Alltagsontologie vorrangig gemäß dem absoluten Kriterium einer größeren Annäherung an die Wirklichkeit?

Vor einem Antwortversuch wollen wir die Problematik noch schärfer fassen. Die revisionäre Metaphysik ist bestrebt, eine bessere Struktur des Denkens zu schaffen als die deskriptive. Diese Definition muss präzisiert werden durch die Angabe des Maßstabs oder des Bedürfnisses, im Hinblick auf das ein revisionäres Metaphysiksystem besser sein soll. Damit aber scheint die Kontroverse von deskriptiver und revisionärer Metaphysik unentscheidbar: Relativ auf das eine Ziel, etwa ontologisch sparsame Erklärungen, wie es dem Erklärungsbedürfnis der Naturwissenschaften entspricht, die nach Einheitlichkeit, Allgemeinheit und Präzision streben, sind sicher revisionäre Systeme besser. Relativ auf ein anderes Ziel wie intuitive Plausibilität ist hingegen ein deskriptiver Ansatz überlegen. Wenn wir mit Quine revisionär vierdimensionale Raumzeiteinheiten zur ontologischen Grundkategorie machen, dann haben wir zwar eine Ontologie, die einer naturwissenschaftlichen Forschung durchgängig zugänglich ist. Aber eine solche idealisierende Konstruktion wie die Raumzeit, bei der die Zeitdimension ganz entsprechend den Raumdimensionen keine ausgezeichnete Richtung haben soll, so dass eine Rückwärtsverursachung prinzipiell möglich sein müsste, verschließt sich gänzlich unserer intuitiven Vorstellungskraft. Wenn wir nur solche relativen Maßstäbe der Überlegenheit anlegen, dann gelangen wir offenbar zu einer modernen Version der Theorie einer doppelten Wahrheit. Dieselbe Person kann als Wissenschaftler eine revisionäre, im Alltagsleben dagegen eine deskriptive Metaphysik vertreten. Eine solche Haltung kommt heute durchaus vor. Jemand mag es für neurophysiologisch erwiesen ansehen, dass eine Entscheidung wie jeder Gehirnzustand durch einen vorausliegenden Zustand determiniert ist. Ein Ichbewusstsein von mir als frei entscheidendem Subjekt habe sich nur bilden können, weil unser episodisches Gedächtnis uns nicht erlaubt, dieser Determination gewahr zu sein. Dennoch empfindet er sich im lebensweltlichen Kontext als verantwortliches Subjekt seiner Handlungen. Wenn wir eine solche doppelte Wahrheit als absurd vermeiden wollen, brauchen wir nicht bloß relative, sondern absolute Kriterien, in Bezug auf die sich ein deskriptiver oder ein revisionärer Metaphysikansatz als überlegen erweisen kann. Als einziges solches Kriterium kommt hier wohl in Frage, wie weit wir uns einem Erfassen der Wirklichkeit an sich angenähert haben.

Nun ist unsere Alltagsontologie sicher nicht die Beschreibung der Wirklichkeit an sich, sondern auch nur eine Weltdeutung, die vor allem dadurch bedingt ist, was von der uns umgebenden Wirklichkeit wir dank unserer Erkenntnisorgane unmittelbar zu perzipieren vermögen. Die Wahrnehmungsphysiologie hat nun aber ge-

zeigt, dass wir bloß einen von der Sache her offensichtlich willkürlichen Ausschnitt aus den physikalischen Gegebenheiten (namentlich den elektromagnetischen Strahlungen) zu perzipieren vermögen. Im Bereich infraroter und ultravioletter Wellen vermögen wir vieles nicht wahrzunehmen, was andere Spezies von Lebendigem sehr wohl sinnlich erfassen. Welchen Ausschnitt aus den physikalischen Gegebenheiten wir perzipieren, ist sicher kein bloßer Zufall, sondern hat sich im Laufe der Evolution herausgebildet. Das aber legt nahe: Wir nehmen nicht den Ausschnitt wahr, von dem aus sich unserem Erkennen die Wirklichkeit an sich am unverfälschtesten erschließt, sondern den, den wir zu einem Überleben unter den Bedingungen der Spezies Mensch am ehesten brauchen. Die Weltsicht der Alltagsontologie, die auf diese Wahrnehmungsdaten aufbaut, scheint hiernach gemäß dem theoretischen Kriterium, wie weit wir uns einem Erfassen der Wirklichkeit an sich annähern, das (wenn überhaupt) als einziger absoluter Maßstab in Frage kommt, keinerlei Priorität zu besitzen; ihr Vorzug scheint allein darin zu liegen, dass sie sich pragmatisch als geeignet erwiesen hat, uns in der Lebenswelt zurechtzufinden, gemäß Nietzsches sarkastischer Bemerkung: „Die Wahrheit ist die Art von Irrtum, ohne welche eine bestimmte Art von lebendigen Wesen nicht leben könnte. Der Wert für das Leben entscheidet zuletzt.“²²

IX. Gibt es überhaupt eindeutig identifizierbare Einzelne?

Dies kann man durch empirische Tatsachen zu untermauern versuchen, die darauf zu verweisen scheinen: Das identifizierbare Einzelding stellt keineswegs eine grundlegende und daher durchgängig anwendbare ontologische Kategorie dar. Auf wichtige Bereiche ist sie gar nicht zu beziehen. Aber selbst in Bereichen, die ihre eigentliche Domäne darstellen, ist ihre Anwendung mit Problemen belastet. In der Mikrophysik gibt es Entitäten wie die Photonen, die zum gleichen Zeitpunkt am gleichen Ort im gleichen Zustand wie andere zu sein tendieren. Damit lassen sie sich weder durch einen qualitativ unterschiedenen Zustand individuieren, noch durch eine eindeutige raumzeitliche Lokalisation, die u.U. qualitativ Ununterscheidbares zu vervielfältigen vermag. In der Quantenfeldtheorie gibt es keine zählbaren Partikel mehr. Hier treten Phänomene auf, die sich unmöglich einem Subjekt zuschreiben lassen. Aber selbst im Bereich lebendiger Organismen, im Hinblick auf die Aristoteles vornehmlich seine Theorie der Einzelsubstanz entwickelt hat, treten Gebilde wie Schwämme, Pilze, Flechten auf, wo sich keine klaren Abgrenzungen ziehen lassen. Ist es ein Individuum oder wie viele sind es?²³ Als ein notwendiges Merkmal aber schließt der Begriff eines Individuums die Zählbarkeit in sich ein.

Nun sollte aber feststehen, dass in der Philosophie ein Begriff nicht bereits dadurch diskreditiert ist, dass in einigen Fällen Grenzschärfen auftreten, wenn es andererseits zahlreiche Fälle gibt, in denen er sich eindeutig anwenden lässt. Aber selbst dort, wo in der Realität ein Kontinuum ineinander übergelender Fälle zu

²² Nachgel. Fragm. 34 [253], KSA XI, 506.

²³ Vgl. hierzu Simons (1998a), 4.1 und 4.2 (247–249).

verzeichnen ist, können sinnvoll eindeutige Grenzbegriffe eingeführt werden, die es gestatten, den realen Fall daraufhin zu analysieren, wie weit er die eine, wie weit die andere Option repräsentiert. Nun bilden die Zentralbegriffe der Alltagsontologie ‚Individuum‘ – ‚Allgemeines‘ keinen absoluten Gegensatz, sondern lassen sich durch einen Zwischenbegriff, nämlich den eines Kollektivs vermitteln. Nehmen wir z. B. eine Menschenmenge. Ein Universale ist sie, sofern eine Vielheit gleichartiger Einzelner in ihr vereint ist, die unter den gleichen Allgemeinbegriff ‚Mensch‘ fallen. Individuell ist sie insoweit, als sie vereinzelt vorkommt, d. h. zu einem bestimmten Zeitpunkt einen grundsätzlich fest umgrenzbaren bestimmten Ort einnimmt und nicht wie ein Universale gleichzeitig an beliebig vielen Orten auftreten kann. Wo aber statt eines ausschließenden ‚Entweder-Oder‘ Zwischenstufen auftreten, ist unvermeidlich, dass kontinuierliche Übergänge und damit Grenzunschärfen auftreten. Solche Grenzunschärfen und ähnliche Schwierigkeiten, die sich in fast allen Anwendungsbereichen des Substanzbegriffs aufzeigen lassen, sprechen demnach nicht gegen ihn, sondern lassen sich gut verstehbar machen. Die Realität ist zu komplex, als dass wir sie bei unseren endlichen Erkenntnisfähigkeiten adäquat zu erfassen vermögen, daher können unsere Begriffe immer nur Annäherungen an sie sein. Die Tatsache, dass ungeachtet der zahllosen Probleme, die die Kritiker des Substanzbegriffs mit ihrem Scharfsinn zusammengetragen haben, die alltägliche auf diesem Begriff beruhende Kommunikation auf keine nennenswerten Schwierigkeiten stößt, lässt nicht zwingend, aber doch mit einer hohen Plausibilität den Schluss zu: Mit diesem Begriff haben wir die Wirklichkeit zumindest in ihrem Kern richtig getroffen.

X. Die Körpersubstanz ist nicht irgendein Interpretationskonstrukt, sondern das unverzichtbare grundlegende Verstehen der Wirklichkeit

Gewiss ist es zunächst eine epistemische Tatsache, dass wir uns mit dem Substanzbegriff so erfolgreich in unserer Lebenswelt orientieren und über sie verständigen können, dass er uns geradezu unentbehrlich geworden ist. Auch eine epistemische Unhintergebarkeit hat keine zwingenden metaphysischen Implikationen. Nichtsdestoweniger können wir fragen, in welchem Maße sie auf metaphysische Zusammenhänge verweist. Wichtig ist hier zu klären: Welchem Umstand verdankt sich der Überlebenserfolg, dass wir uns mittels unseres alltäglichen Systems der Weltbeschreibung und Welterklärung so gut in der Wirklichkeit zurechtfinden? – Doch offenbar der Tatsache, dass dieses System in seinen wesentlichen Strukturen der Wirklichkeit angemessen ist. Mit der Datenselektion verhält es sich sicher anders: Wenn sich unsere Erkenntnisorgane evolutionär so herausgebildet haben, dass wir diesen bestimmten Ausschnitt aus den physikalischen Gegebenheiten wahrzunehmen vermögen und dass wir innerhalb des uns physiologisch Wahrnehmbaren wiederum auf diesen bestimmten Teil, nämlich für uns wichtige Daten, aufmerksam und ihrer so gewahr werden, dann hat das mit einem Erfassen des sachlich Grundliegenden kaum etwas zu tun und lässt sich bloß pragmatisch aus einer Anpassung an unsere Lebensbedingungen erklären. Daraus sind aber keine Rück-

schlüsse zulässig, dass es sich bei der Interpretation dieser Daten unter gewissen Grundbegriffen genauso verhalten müsste. Die Datenselektion ist eine Weise des Rezipierens und damit kategorial verschieden von der (spontanen) Geistestätigkeit des Interpretierens. Hier ist die Vermutung berechtigt: Die Weltauslegung unter den Kategorien der Alltagsontologie konnte uns nur deshalb so dauerhaft einen Überlebensvorteil sichern, weil wir uns in ihnen den Realstrukturen so weit genähert haben, wie dies einem Menschen nur möglich ist.

Wohlgermerkt, auch die Grundbegriffe der Alltagsontologie sind bloß interpretatorische Begriffe und kein unmittelbares Erfassen der Wirklichkeit. Dennoch müssen wir den körperlichen Einzeldingen wohl einen anderen Status zuweisen als etwa den mikrophysikalischen Entitäten. Letztere sind theoretische Konstrukte, d. h. keine beliebigen Fiktionen, sondern rationale Konstruktionen, wie die Wirklichkeit verstanden werden könnte. Damit ist aber nie auszuschließen, dass sie durch andere überzeugendere Konstruktionen zu ersetzen sind, zumal wenn das durch sie zu erklärende Beobachtungsmaterial um neue Befunde erweitert worden ist. Bei diesem sehr vorläufigen, hypothetischen Charakter dürften sie kaum grundlegend genug sein, um auf sie eine ontologische Weltdeutung aufzubauen.

Bei den Grundbegriffen unserer lebensweltlichen Ontologie, zumal beim Substanzbegriff, ist demgegenüber nicht einmal konsistent vorstellbar, wie wir auf sie verzichten können, ohne dass dies unabsehbare Änderungen in unserer ganzen Weltsicht nach sich zöge. Umgekehrt: Alle bisherigen Versuche, den Substanzbegriff durch vorgeblich grundlegendere meist rein physische Entitäten zu ersetzen, haben nur eine sehr reduzierte Wirklichkeit zu beschreiben vermocht; dabei lässt sich bei den weitestgehenden Extrapolationen nicht denken, wie aus solchen Voraussetzungen jemals auch nur die wichtigsten Phänomene, namentlich die mentalen, unverkürzt erklärt werden können. Ein zwingender metaphysischer Schluss ist hieraus (wie öfters betont) nicht möglich. Aber die Annahme legt sich sehr nahe: Diese ontologischen Grundbegriffe, zumal der Begriff der Substanz, sind nicht irgendwelche Interpretationskonstrukte unter anderen, sondern in ihnen vollzieht sich unser grundlegendes Weltverstehen; in ihnen haben wir die Kernstrukturen der Wirklichkeit annähernd getroffen, so dass sie als ermöglichende Bedingung in jedem speziellen Wirklichkeitsbezug impliziert sind.²⁴

XI. Ist das alltagsontologische Begriffsschema a priori oder a posteriori?

Solche transzendentalen Argumentationen, wie sie zumal Strawson zugunsten der deskriptiven Metaphysik führt, lassen die Frage aufkommen: Ist unser tatsächliches Begriffssystem deshalb bei allen Menschen gleich und unrevidierbar, weil es *a priori* die ermöglichende Bedingung jedes sinnvollen erkennenden und sprechenden Weltbezugs darstellt? Die revisionäre Ontologie in ihrer heutigen szientistisch-

²⁴ Inwiefern unser lebensweltlicher Kategorienrahmen (mit kontinuierlich fortexistierenden Körpersubstanzen im Zentrum) die unhintergehbare Bedingung jedes theoretischen Weltverstehens ist, erörtert Löffler (2001), 247 ff.

naturalistischen Ausrichtung demgegenüber würde behaupten: Auch der ontologische Gesamtrahmen unseres Weltbezugs bleibt stets revidierbar, sofern er den Kontakt zur wissenschaftlich zu erforschenden Erfahrungswirklichkeit nicht verloren hat; auch er ist erst im Nachhinein (*a posteriori*) als die höchste Stufe der empirischen Generalisierung gebildet worden. Im Hinblick auf die jeweils aktuellen induktiv gewonnenen oder hypothetischen wissenschaftlichen Einzelergebnisse versuchen wir ein Gesamtbild zu konstruieren, das sie alle zu integrieren vermag und dadurch z. T. unerwartete Zusammenhänge zwischen den Einzelresultaten sichtbar macht. – Indes können wir durchaus annehmen, dass sich auch der alltagsontologische Begriffsrahmen allmählich und *a posteriori* im Laufe der Menschheitsgeschichte gebildet hat, indem die Menschen sich bemühten, die Welt begreifend und sprechend zu bewältigen. Nachdem sich freilich das Begriffssystem einmal etabliert hat, das sich zu diesem Zwecke als das geeignetste erwies, blieb es wegen seiner grundlegenden Bedeutung bestehen und bildet die ermöglichende Voraussetzung jeden speziellen Weltbezugs. Da er jedoch nicht schlechthin *a priori* ist, kann der grundlegende Begriffsrahmen der deskriptiven Metaphysik partiell revisionäre Elemente integrieren, die sich aus der empirischen Forschung ergeben haben.

Von dieser zentralen Aufgabe her, in die lebensweltliche Sicht der Wirklichkeit diejenigen Verbesserungen und Erweiterungen zu integrieren, welche die naturwissenschaftlichen Forschungsergebnisse verlangen, erscheint auch unsere Forderung nach einem absoluten Maßstab im neuen Licht. Bei vielen vorsichtig gewordenen heutigen Denkern wird ein solches Absolutes sicher auf große Vorbehalte stoßen. Indes brauchen mit diesem Begriff, zumindest in der Form, wie er hier verwendet ist, keine überzogenen Erkenntnisansprüche verbunden zu sein. Epistemisch gesehen vermögen wir das Absolute – zumindest nach der hier vertretenen Sicht – ohnehin nie als Absolutes zu erfassen, sondern uns ihm immer nur mehr oder minder anzunähern. Dass aber ontologisch gesehen die Existenz eines Absoluten angenommen wird, braucht dann nicht mehr zu heißen, als dass ein einheitlicher, weil allgemeinverbindlicher Maßstab postuliert wird, an dem sich ebenso das alltagsontologische Begriffsschema wie seine revisionären Erweiterungen und Korrekturen messen lassen. Ein solcher übergreifender Maßstab aber ist die Voraussetzung dafür, dass sich die Intuitionen des gesunden Menschenverstandes und die naturwissenschaftlichen Erklärungshypothesen in eine Gesamtsicht der Wirklichkeit integrieren lassen.

XII. Strawsons Versuch, die Kategorie der Einzelsubstanz als der Ereigniskategorie angesichts einseitiger Identifikationsabhängigkeit vorgeordnet zu erweisen

Wir wollen in einem zweiten Argumentationsgang die Berechtigung einer deskriptiven Metaphysik zu prüfen und zu begründen versuchen, indem wir von dem (in I schon erwähnten) Vorwurf ausgehen, der immer wieder gegen die Substanzontologie als einem Kern deskriptiver Metaphysik erhoben wird, sie verdanke ihre Entstehung dem sprachhistorischen Zufall, dass Aristoteles (mit dem Grie-

chischen) in einer Sprache philosophierte, die die Subjekt-Prädikat-Struktur aufweise.²⁵ Heutige Neoaristoteliker wie Strawson könnten die Substanzontologie nur deshalb plausibel finden, weil auch ihre Sprachen (der indoeuropäischen Familie) gleich dem Griechischen eine Subjekt-Prädikat-Struktur haben.²⁶

Hier ist jedoch zu differenzieren. Denn die These, dass den Einzelsubstanzen eine ontologische Priorität vor anderen Seinskategorien gebühre, ist in zwei Schritten zu etablieren, die getrennt zu beurteilen sind. Der erste Schritt besteht im Nachweis, dass den Einzelnen eine Priorität vor den Universalien einzuräumen ist (sofern diese überhaupt als Entitäten anerkannt werden). Im zweiten Schritt wird versucht aufzuweisen, dass unter den Einzelnen substantielle Einzelne vor anderen möglichen Kandidaten (z.B. Einzelereignissen, Tropen als individuellen Eigenschaftsvorkommnissen, bestimmten Orten, abstrakten Einzelnen wie Zahlen oder theoretisch erschlossenen Entitäten, je einzelnen Sinnesdaten) einen Vorrang haben. Bei Strawson wird dieser Argumentationsaufbau dadurch verdunkelt, dass er zuerst (*Ind.*, part I) unter den Einzelnen die Priorität von Körpersubstanzen (*material bodies*) und Personen nachzuweisen versucht – sein eigentliches Anliegen. Erst dann (part II) trägt er die Voraussetzung nach: den Vorrang des logischen Subjekts vor dem Prädikat oder des Einzelnen vor dem Universale.

Um seinen Gedankengang zu rekonstruieren und kritisch zu beurteilen, sollten wir uns indes an die systematisch aufbauende Reihenfolge halten. Nahe gelegt wird dies gerade dadurch, dass Strawson die Priorität der Einzelsubstanz zu etablieren versucht (unser zweiter Schritt), indem er zeigt: Die Referenz oder der Sprachbezug auf Einzelnes kann nur gelingen, wenn die Identifikation glückt, d.h. wenn der Sprecher dem Hörer eindeutig zu verstehen geben kann, welches Einzelne er meint; bei der Identifikation aber besitzen die Substanzen ein Primat. Bevor aber innerhalb des Sprachbezugs auf Einzelne das Primat der Einzelsubstanz erwiesen werden kann, gilt es als ersten Schritt zu zeigen: Die Sprachfunktion der Referenz oder des Individualbezugs ist derjenigen des prädikativen Bestimmens vorgeordnet.²⁷ Wichtig zu sehen ist, dass allein dieser erste Schritt wesentlich auf der Subjekt-Prädikat-Unterscheidung basiert, während der zweite recht unabhängig davon ist: Als Subjekt eignet sich jedes Einzelne wie ein Einzelereignis oder eine einzelne Sinnesempfindung ebenso gut wie eine Einzelsubstanz, wenngleich man ihnen vielleicht nur punktuell oder phasenbezogen Prädikate zuschreiben kann und keine, die unbeschadet der Identität ihres Subjekts wechseln oder gar in ihr Gegenteil umschlagen können.

Auch wenn der Aufweis des Vorrangs des individuellen Subjekts vor den allgemeinen prädikativen Bestimmungen, des Referierens vor dem Prädizieren, auf der Subjekt-Prädikat-Struktur beruht, so braucht man dies doch nicht einer durch

²⁵ Vgl. etwa Whitehead (1920), ch. 1, 18.

²⁶ Vgl. Mei (1961), bes. 487–492. Dazu Price (1964).

²⁷ Dass Strawson diesem sachlich folgerichtigen Aufbau nicht folgt, dürfte darin begründet liegen, dass die deskriptive Metaphysik nicht synthetisch-konstruktiv alles im Ausgang vom sachlich Elementaren aufzubauen versucht, sondern analytisch bei dem uns zuerst gegebenen Komplexen ansetzt und es unternimmt, aus diesem analysierend seine elementaren Voraussetzungen zu gewinnen. Unmittelbar gegeben ist uns aber das Einzelne, so dass sich uns als erste Frage stellt, welches unter den Einzelnen primär ist.

historischen Zufall entstandenen Eigenart unserer Sprachfamilie zuzuschreiben. Allein das Subjekt bezeichnet im Gegenstand eine vollständige Entität, die für sich bestehen kann. Das Prädikat demgegenüber bezeichnet nach Frege – bekanntlich einem Vertreter der Idealsprache – im Begriff eine unvollständige, ungesättigte Entität, etwas, das immer nur von einem anderen gelten kann und ein zu Bestimmendes voraussetzt. Dieser Unterschied betrifft nun aber die zugrunde liegende logische Tiefenstruktur, kann daher nicht ohne weiteres bei anderen sprachlichen Konventionen wegfallen. Nicht durch Aneinanderreihen gleichartiger Satzteile, sondern nur durch Vervollständigen eines Unvollständigen kann eine einheitliche Aussage zustande kommen. Weil aber jedes Einzelne (auch ein Ereignis, Sinnesdatum oder eine theoretische Entität) als ein Fregescher Gegenstand in Frage kommt, kann durch das Verhältnis von Subjekt und Prädikat, Gegenstand und Begriff noch nicht die Priorität der Einzelsubstanz erwiesen werden.

Im zweiten Schritt (gemäß dem systematischen Aufbau) versucht Strawson, die körperliche Einzelsubstanz als vorrangig kraft der einseitigen Identifikationsabhängigkeit zu erweisen, – zu erweisen also, dass die Identifikation aller anderen Einzelnen die Einzelsubstanz voraussetzt, nicht aber umgekehrt. Dieser Nachweis gelingt Strawson vor allem insofern, als er Identifikation als Identifikation in Raum und Zeit versteht. Die unmittelbare oder demonstrative Identifikation, dass der Sprecher dem Hörer durch unmittelbares Hinweisen ein in ihrer Gegenwart vorhandenes Einzelnes als das gemeinte zu verstehen gibt, setzt offenbar voraus, dass er seinem Gesprächspartner ermöglicht, das Gemeinte zum jetzigen Zeitpunkt eindeutig zu lokalisieren. Die mittelbare Identifikation hingegen verlangt, dass das zu Identifizierende in eine eindeutige Beziehung zu einem bereits (mittelbar oder unmittelbar) identifizierten gebracht wird. Entsprechend muss man bei der Reidentifikation die jetzige Phase mit einer früheren Phase zusammenbringen, in der die betreffende Person bereits identifiziert worden ist. Solche identifikatorischen Beziehungen nun setzen nach Strawson Raum und Zeit voraus, weil diese das einzige umfassende Bezugssystem darstellen, mithin allein eine durchgängige Möglichkeit identifizierender Bezüge schaffen. Nun ist nach Strawson allein eine Körpersubstanz für sich genommen eindeutig in Raum und Zeit zu lokalisieren und damit unabhängig von einem anderen Typ Einzelner eindeutig zu identifizieren. Ein Ereignis wie ein Kampf, eine Krankheit etc. wird erst mittelbar über die an ihm beteiligten Personen oder von ihm betroffenen Körperdinge eindeutig in Raum und Zeit lokalisierbar und damit identifizierbar.

Dagegen wird eingewandt, wir identifizierten auch umgekehrt ein Körperding vermittelt über ein Ereignis, z. B. als Mordwaffe.²⁸ Hier müssen wir aber dazwischen unterscheiden, wodurch ein Einzelnes einer bestimmten Kategorie oder Art prinzipiell identifizierbar wird und was bloß eine vorteilhafte Art ist, eine grundsätzlich auch anders identifizierbare Entität treffsicher in diesem Einzelfall zu identifizieren. In diesem Sinne ist ein Einzelding sicher vorteilhaft mittels eines hervorste-

²⁸ Davidson (1980), 173–175, setzt sich kritisch mit Strawsons These auseinander, es herrsche eine einseitige begriffliche Abhängigkeit der Kategorie der Ereignisse von derjenigen der Gegenstände. Stattdessen fordert er eine symmetrische oder wechselseitige Abhängigkeit.

chenden Ereignisses (wie eine viel umrätselte Mordtat), an dem dieser Gegenstand einen hervorragenden Anteil hatte, von anderen gleichartigen Einzelgegenständen abzusondern; aber prinzipiell lässt sich jedes Einzelding auch unabhängig von Ereignissen identifizieren. Ein Ereignis umgekehrt lässt sich, sofern es nicht einem bestimmten Einzelding zugeordnet werden kann, auch nicht eindeutig lokalisieren. – Eher ist Strawsons Annahme fragwürdig, dass Raum und Zeit in der Identifikation eine so hervorstechende Rolle spielen sollten. Ein Wiedererkennen beruht sicher nicht darauf, dass ich prüfe, ob die zu reidentifizierende Person zwischen unserer jetzigen und früheren Begegnung in räumlicher und zeitlicher Kontinuität fortexistiert hat, sondern ich erkenne sie an gleichgebliebenen charakteristischen Merkmalen wieder. Ähnliches gilt für das mittelbare Identifizieren. Raum und Zeit mögen zwar das einzige umgreifende und durchgängige Bezugssystem darstellen. Aber es reicht völlig, wenn ich das zu Identifizierende in eine für den vorliegenden Fall eindeutige Beziehung zu einem bereits Identifizierten bringe. Dies kann durch (von Fall zu Fall verschiedene) inhaltliche Beziehungen wie Verwandtschaftsrelationen geschehen, die durch Angabe von Reihenfolge, Ort, Zeit etc. gegebenenfalls noch eindeutig gemacht werden. Ich brauche sie jedenfalls nicht in ein allumfassendes Beziehungssystem einzuordnen. Da ferner eine eindeutige Unterscheidbarkeit und Abgrenzung des zu Identifizierenden ein zentrales Moment der Individuation sind, Raum und Zeit aber als in sich selbst gänzlich ununterschieden und homogen dies niemals für sich leisten können, sind sie auch für eine unmittelbare Identifikation nicht hinreichend. – Indem Strawson die alltagsontologische Annahme vom Primat der Körpersubstanzen nicht bloß herausstellt, sondern faktisch mit dem systematischen Anspruch auftritt, sie gegenüber alternativen Ontologieansätzen begründen zu können, kommt er nicht ohne synthetisch-konstruktive Elemente aus: Mit der Identifikation, die wesentlich als Lokalisation in Raum und Zeit zu verstehen sei, führt er eine philosophische Konstruktion ein, die sicher keine Selbstverständlichkeit des gesunden Menschenverstandes ist, sondern (wie sich uns gerade gezeigt hat) eine bestreitbare philosophische These.

XIII. Das szientistische und das semiphänomenalistische Argument für die ontologische Priorität des Ereignisses

Wenn Strawson die ontologische Priorität der Substanz unzureichend begründet, so braucht diese Annahme noch lange nicht aufgegeben zu werden. Aber wir müssen erneut die Gegenargumente – nun systematisierend – herausstellen und fragen, wie plausibel sie sich entkräften lassen. Ferner wollen wir uns konkret auf eine bestimmte Ausrichtung der revisionären Metaphysik, die Ereignisontologie, beziehen, die seit Whitehead und Russell bis hin zu Quine als die geeignetste gilt, eine allgemeine ontologische Fundierung der heutigen Naturwissenschaften zu legen. So lässt sich denn auch ein Argumentationstyp, der zugunsten des Ereignisbegriffes vorgetragen wird, als szientistisches Argument bezeichnen, das besagt: Wenn wir von der grundlegenden physikalisch erforschten Realität eines elektromagnetischen Energiefelds ausgehen, erweist sich: Nur in einem winzigen und zufälligen

Ausschnitt, dem Bereich des sichtbaren Lichtes, kann man überhaupt von so etwas wie Substanzen sprechen. Allein das Ereignis bewährt sich als universale Kategorie in Bezug auf die gesamte physische Realität.²⁹ Vertreter der deskriptiven Metaphysik wählen als Beispiel Ereignisse unserer mesoskopischen Erfahrungswelt. Sei es, dass sie wie Strawson die identifikatorische Abhängigkeit des Ereignisses von der Substanz dartun wollen. Sei es, dass sie wie Davidson glauben, neben der Substanz auch das Ereignis als fundamentale ontologische Kategorie behandeln zu müssen, um so unserem alltäglichen Weltzugang gerecht zu werden. Hiergegen verweisen die revisionären, szientistischen Ontologen darauf, der Ereignisbegriff bewähre sich erst dann als wirklich überzeugend, wenn man die gesamte Wirklichkeit auch jenseits der unmittelbaren Erfahrung zugrunde legt.³⁰

Das zweite Argument möchte ich das (semi-)phänomenalistische nennen: Das von uns unmittelbar Erfahrene sei vielmehr ein Ereignis als ein substantieller Gegenstand.³¹ Wir erfahren nicht einen im Wandel seiner Zustände gleichbleibenden Gegenstand, sondern erfahren, wie ein Subjekt sich innerhalb einer bestimmten Zeitspanne in einem Zustand befindet oder eine Abfolge von Zuständen durchläuft. Die Analyse dieses komplexen Eindrucks in ein Subjekt und seinen Zustand sei bereits etwas Nachträgliches. Semiphänomenalistisch ist diese Position, weil sie ein Ereignis nicht als einen unmittelbaren Sinneseindruck auffasst, wohl aber als seine unmittelbare Entsprechung in der objektiven Realität. Dieser Semiphänomenalismus wie auch der ausdrückliche Phänomenalismus, nach dem die Sinneempfindungen des jeweiligen Augenblicks primär sind, verkennt aber: Bereits die Sinneswahrnehmung besteht nicht einfach rezeptiv darin, dass ich Eindrücke habe, die ich erst hernach auf einer weiteren Stufe auswerte. Bereits die sinnliche Erfahrung ist als elementarste Form des Erkennens von vornherein verstehend. Von Anfang an ist der Sinneseindruck in einen Interpretationskontext gestellt. Verstehen aber hat wesentlich die Etwas-als-etwas-Struktur: Ich verstehe etwas als etwas; ich erfasse ein (substantielles) Subjekt als so und so bestimmt. Zugegeben, für dieses Argument ist der Subjekt-Prädikat-Gegensatz bedeutsam, aber in einer Form, dass wir ihn nicht als kontingente Eigenart bestimmter Sprachgruppen abtun können. Konkret gesprochen: Ich habe nicht bloß einen Farbeindruck, sondern nehme einen Gegenstand als so und so farbig wahr. Als ein solcher Bezugspunkt, auf den ich all meine Eindrücke zentriere, aber eignet sich der substantielle Gegenstand (sowie die Person) hervorragend, zum einen weil er relativ beständig ist, zum anderen weil er im lebensweltlichen Kontext für uns ganz besonders bedeutsam ist. Vom Bedeutsamen aus aber erschließt sich uns alles Übrige. Auch wenn daher unserem unmittelbaren Eindruck eher ein Ereignis entspricht, so ist es vom Standpunkt der verstehenden Wahrnehmung abgeleitet. Denn es ist (wie bereits angedeutet) am vorteilhaftesten als dreistellige Funktion von Subjekt, Zeit, Zustand zu verstehen, d. h. ergibt sich, wenn ein Subjekt während einer bestimmten Zeitspanne sich in einem Zustand

²⁹ Vgl. etwa Whitehead (1919), ch. 1 (1.5), 4.

³⁰ Vgl. McHenry (1996), 95.

³¹ Vgl. Whitehead (1920), ch. 1, 15: „Thus the ultimate fact for sense-awareness is an event.“ Auch Russell (1927), 284, sieht den Vorzug des Ereignisbegriffs darin, dass er die physikalische Theorie mit der unmittelbaren Erfahrung zu verbinden erlaubt.

befindet oder (beim geläufigeren Verständnis eines Ereignisses als Veränderungsprozess) eine Abfolge von Zuständen durchläuft. Dieses Verständnis eines Ereignisses braucht nicht als *petitio principii* angesehen zu werden, dass wir das Ereignis bereits kraft seiner Definition von einer Substanz abhängig sein lassen. Denn man kann das Subjekt wie Whitehead³² auch als einen Platz (oder eine Raumzone) auffassen. Indes wird ein Ort uns erst dann greif- oder identifizierbar und vor allem ist er uns erst dann beachtenswert, wenn er der Ort ist, an dem sich ein bestimmter Gegenstand befindet. Damit läuft faktisch doch alles darauf hinaus, dass ein Ereignis allein von der Substanz her verstanden werden kann. Ich nehme keinen unanalysierten und unverstandenen Ereigniskomplex wahr, sondern analysiere ihn angesichts der Etwas-als-etwas-Struktur des Verstehens von vornherein dahingehend, dass sich eine Substanz in einem bestimmten Zustand befindet oder ein charakteristisches Merkmal aufweist.

Kritiker des Substanzbegriffs verweisen gerne auf Beispiele, wo er bei Fragen der Identität und Individuation selbst in seiner eigentlichen Domäne zu Abgrenzungsschwierigkeiten führt (vgl. IX). Nun sind dies aber (beim Lebendigen zumindest) bloße Grenzunschärfen gegenüber einem großen Kernbereich, wo uns die Abgrenzung verschiedener Individuen und damit der sprachliche Individualbezug faktisch keinerlei Schwierigkeiten bereitet. Ereignisse sind dagegen prinzipiell nicht eindeutig abgrenzbar, wie der soeben entwickelte Ereignisbegriff aufweist. Denn ein Subjekt kann sich gleichzeitig in mehreren (aktiven und passiven) Zuständen befinden. Wenn die verschiedenartigen Zustände auf das gleiche Ziel gerichtet sind (wie Angriffshandlungen und Verteidigungsmaßnahmen in einem Zweikampf), können wir sie wohl berechtigt als ein einziges Ereignis rechnen. Inhaltlich beziehungslos nebeneinander verlaufende Zustände sollten wir als zwei Ereignisse zählen. Was aber bei Begleitumständen, die nur locker inhaltlich mit dem Hauptereignis zusammenhängen (wenn jemand z. B. ein Lied singt, um sich eine monotone Arbeit zu versüßen)? Bilden beide doch ein einziges Ereignis? Beim Ereignis sind also (anders als bei der Substanz) schon vom Begriff her grundsätzliche Zweideutigkeiten angelegt. Gerade ein verstehendes Wahrnehmen verlangt aber, dass zumindest vom Begriff her eindeutige Abgrenzungen möglich sind. Wir sollten aber nicht in das phänomenalistische Missverständnis verfallen, das Ereignis verlange als etwas, dessen wir unmittelbar gewahr werden, gar keine scharfen begrifflichen Abgrenzungen nach präzisen Kriterien.

An der identifikatorischen Priorität der Substanz braucht auch das szientistische Argument nichts zu ändern, die Ereignisontologie sei erst dort wirklich überzeugend, wo wir den Erfahrungsbereich zu einem nur wissenschaftlich zu erschließenden Bereich hin übersteigen. Das elektromagnetische Kraftfeld, das sich physikalisch als grundlegend erwiesen habe, baue sich aus Ereignissen auf, zumal wenn

³² Vgl. die Ereignisdefinition (1920), ch. 3, 52: „What we discern is the specific character of a place through a period of time. This is what I mean by an ‚event‘.“ Eine Auffassung vom Ereignis als dreistelliger Funktion, bei der das Ereignis explizit von der Substanz abhängig gemacht wird, vertritt Kim. Vgl. etwa: „Existence condition: Event [x, P, t] exists just in case the substance x has the property P at time t.“ (1976, 160). Pronunziert betrachtet auch Bennett (1988) ein Ereignis als Eigenschaftsinstanz und damit als supervenient. Als ihr Subjekt behandelt er die Substanz, tendiert aber auch zur Raumzeitstelle.

man den Wellencharakter eher als den Teilchencharakter betont. Hier ließen sich die Ereignisse keinem substantiellen Gegenstand als dessen Zustände zuordnen, da von Substanzen hier überhaupt nicht die Rede sein könne. – Hiergegen ist aber zu bedenken, dass diese Ereignisse durchweg theoretische Entitäten sind, die nicht unmittelbar in der Wirklichkeit gegeben sind, sondern allein aus Experimenten und Beobachtungsbefunden als deren plausibelste Erklärung erschlossen sind. Als theoretische Entitäten können Ereignisse nicht das Kriterium einer primären Wirklichkeit erfüllen, aus sich selbst heraus zu bestehen und daher prinzipiell unmittelbar gegeben zu sein. Theoretische Entitäten erschließen sich uns hingegen grundsätzlich nur über Substanzen, da wir uns ihrer Existenz nur mittelbar über bestimmte Experimentalanordnungen vergewissern können, die in den Geräten substantielle Gegenstände voraussetzen, sowie über die Personen, die diese Experimente konzipieren, ausführen und theoretisch auswerten. Ereignisse sind, zumal wenn sie eine Abfolge ganz verschiedenartiger zeitlicher Teile (Phasen) darstellen, in hohem Maße konstruierte Entitäten, deren Identität auf menschlichen Setzungen beruht. (Dies entspricht übrigens dem konstruktivistischen Ansatz der revisionären Metaphysik.) Sind wir aber zu solchen Setzungen überhaupt fähig, wenn wir nicht auf natürlich vorgegebene Entitäten zurückgreifen können, die weitgehend von der Sache her abgegrenzt sind?

Noch eine weitere Kritik ist am szientistischen Standpunkt möglich. Gemäß Quines Naturalisierungsprogramm hat sich die Ontologie nach dem jeweils aktuellen Wissensstand der führenden Naturwissenschaft zu richten. Konkret heißt dies für ihn, dass der gegenwärtigen Physik eine Ereignisontologie am angemessensten ist. Hiergegen könnte man einzuwenden versuchen: Die deskriptive Metaphysik kann von dem in seinen Grundzügen unveränderlichen Begriffsschema der Alltagsontologie ausgehen.³³ Der Versuch der revisionären Metaphysik, ein angemesseneres Schema zu entwerfen, zwingt sie zu steten Änderungen. Denn angemessener heißt nicht bloß angemessener *als* das Schema des *common sense*, sondern auch angemessener *im Hinblick auf* den jeweils aktuellen Erkenntnisstand und die sich stets ändernden Erklärungsbedürfnisse der führenden Naturwissenschaft. Damit ist die revisionäre Metaphysik genötigt, nicht bloß unsere vertraute lebensweltliche Sicht, sondern auch ihre eigenen Ansätze laufend zu revidieren. Widerstreitet ein solcher steter Anpassungsdruck nicht dem Charakter einer Fundamentalmissenschaft, die doch die zumindest relativ konstanten Grundlagen für wechselnde Theorieansätze legen sollte? Nun haben wir aber in IV gesehen, dass man eine solche Wandlungsfähigkeit auch positiv zu bewerten vermag.

Daher dürfte sich für den Revisionisten eine gravierendere Schwierigkeit aus der Frage ergeben, welches denn die aktuell führende Naturwissenschaft sei. Gegenüber der Physik als Leitwissenschaft des 20. erwartet man, dass im 21. Jahrhundert die Biologie die Führungsrolle übernehmen werde. Ein Physikalist Quinescher Ausrichtung mag hiergegen einwerfen: Wenn wir das Universum insgesamt betrachten,

³³ Bezeichnend ist auch, dass Strawson den Vorrang der Substanz an (sprach-)logischen Verhältnissen der Identifikation zu erweisen versucht. Hier steht die Konstanz der Logik den wechselnden erfahrungswissenschaftlichen Resultaten gegenüber, durch die Revisionisten andere Kategorien als vorrangig etablieren wollen.

dann stellt das Leben (nach allem, was wir wissen) nur ein Sonderphänomen dar, das auf einen winzigen Ausschnitt beschränkt ist. Mag die wissenschaftliche Erforschung des Lebens für uns eine noch so große Bedeutung erlangen, als Grundlage einer allgemeinen Seinslehre ist sie jedenfalls nicht geeignet, die das Seiende insgesamt betreffen sollte. – Hier ist jedoch zu bedenken: Wenn eine allgemeine Seinslehre sich auf die Bestimmungen beschränken wollte, die unterschiedslos auf jeden Seinsbereich zutreffen, droht sie, über leerlaufende Abstraktionen nicht hinauszukommen. Fruchtbarer verspricht zu sein, sich auf einen besonderen Bereich zu beziehen, der eine herausragende Stellung hat und dessen Strukturen daher eine über ihn hinausreichende paradigmatische Bedeutung besitzen. Vom Bereich des Lebenden dürfte dies gelten. An ihm hat sich Aristoteles denn auch orientiert, als er den Begriff der Substanz entwickelte. In der Tat dürfte das Verständnis, ein Lebendes sei eine sich im Wandel gleichbleibende Substanz, überzeugender sein, als wenn man in ihm ein Ereignis, d. h. eine kontinuierliche Abfolge zeitlicher Phasen ohne ein im strikten Sinne identisches Subjekt sieht. Wenn sich nun aber eine revisionäre Metaphysik, indem sie sich eher an der Biologie als der Physik orientiert, wieder dem Substanzbegriff annähert, dem Mittelpunkt eines deskriptiven Ansatzes, dürfte sich unsere Vermutung bestätigen: Zwischen beiden besteht kein absoluter, sondern bloß ein gradueller Gegensatz.

LITERATURVERZEICHNIS

- Bennett, J. (1988), *Events and Their Names*, Indianapolis.
- Berriman, W. A. (1967), „Strawson's Individuals as Descriptive Metaphysics“, in: *Australasian Journal of Philosophy* 45, 276–292.
- Bontekoe, R. (1992), „Metaphysics: Should it be Revisionary or Descriptive?“, in: *International Philosophical Quarterly* 32, 147–160.
- Burt, E. A. (1963), „Descriptive Metaphysics“, in: *Mind* 72, 18–39.
- Chandra, S. (1974), „Descriptive Metaphysics (II)“, in: *Journal of the Philosophical Association* 15, 15–27.
- Chisholm, R. (1981), *The First Person*, Brighton.
- (1989), *On Metaphysics*, Minneapolis.
- (1996), *A Realistic Theory of Categories*, Cambridge.
- Davidson, D. (1980), „The Individuation of Events“, in: ders., *Essays on Actions and Events*, Oxford, 163–180.
- (1985), „Reply to Quine on Events“, in: E. Le Pore/B. McLaughlin (Hgg.), *Actions and Events*, Oxford, 172–176.
- Glouberman, M. (1987), „Structure and the Interpretation of Classical Modern Metaphysics“, in: *Metaphilosophy* 18, 270–287.
- Goldman, A. (1989), „Metaphysics, Mind, and Mental Science“, in: *Philosophical Topics* 17, 131–145.
- Haack, S. (1978), „Deskriptive versus revisionäre Metaphysik: Strawson und Whitehead“, in: *Conceptus* 12, 80–100.
- (1979), „Descriptive and Revisionary Metaphysics“, in: *Philosophical Studies* 35, 361–371.
- Kapp, E. (1942), *Greek Foundations of Traditional Logic*, New York.
- Kim, J. (1976), „Events as Property Exemplifications“, in: M. Brand/D. Walton (Hgg.), *Action Theory*, Dordrecht u. a., 159–177.
- Kolb, D. (1975), „Ontological Priorities: A Critique of the Announced Goals of Descriptive Metaphysics“, in: *Metaphilosophy* 6, 238–258.
- Leclerc, I. (1963), „Individuals“, in: *Philosophy* 38, 20–39.
- Löffler, W. (2001), „Was ist eigentlich revisionäre Metaphysik?“, in: U. Meixner (Hg.), *Metaphysik im post-metaphysischen Zeitalter*, Wien, 243–253.

- McDougall, D. (1973), „Descriptive' and ‚Revisionary' Metaphysics“, in: *Philosophy and Phenomenological Research* 34 (1973/74), 209–223.
- McHenry, L. (1996), „Descriptive and Revisionary Theories of Events“, in: *Process Studies* 25, 90–103.
- Mei, T.-L. (1961), „Chinese Grammar and the Linguistic Movement in Philosophy“, in: *The Review of Metaphysics* 14 (1960/61), 463–492.
- Mullick, M. (1974), „Descriptive Metaphysics (II)“, in: *Journal of the Philosophical Association* 15, 28–36.
- Nietzsche, F. (²1988), *Nachgelassene Fragmente 1884–1885*, Kritische Studienausgabe (KSA), hg. v. G. Colli/M. Montinari, Bd. 11, München.
- Philipps, R. L. (1967), „Descriptive versus Revisionary Metaphysics and the Mind-Body Problem“, in: *Philosophy* 42, 105–118.
- Price, R. (1964), „Descriptive Metaphysics, Chinese, and the Oxford Common Room“, in: *Mind* 73, 106–110.
- Quine, W. V. O. (²1961), „On what there is“, in: ders., *From a Logical Point of View*, Cambridge/Mass., 1–19.
- Russell, B. (1927), *The Analysis of Matter*, London.
- Sarkar, T. K. (1977), „Descriptive Metaphysics and Ordinary Language“, in: *Indian Philosophical Quarterly* N.S. 4 (1976/77), 393–404.
- Simons, P. M. (1998a), „Farewell to Substance: A Differentiated Leave-Taking“, in: *Ratio* 11, 235–252.
- (1998b), „Metaphysical Systematics: A Lesson from Whitehead“, in: *Erkenntnis* 48, 377–393.
- Strawson, P. F., *Individuals. An Essay in Descriptive Metaphysics (= Ind.)*, London 1959.
- (1992), *Analysis and Metaphysics*, Oxford.
- Tienson, J. L. (1989), „A Conception of Metaphysics“, in: *American Philosophical Quarterly* 26, 63–71.
- Whitehead, A. N. (1919), *An Enquiry Concerning the Principles of Natural Knowledge*, Cambridge.
- (1920), *The Concept of Nature*, Cambridge.

ABSTRACT

Die deskriptive Metaphysik arbeitet nicht bloß erkenntnispsychologisch die in unserem faktischen Denken implizierten Kategorien heraus, sondern versucht so, zu Sachaussagen über das eigentlich Seiende zu gelangen – in Konkurrenz zum revisionären Unterfangen, für das jeweilige (natur-)wissenschaftliche Erklärungsbedürfnis angemessenere Ontologien zu konstruieren. Die deskriptive Kernthese von der identisch fortexistierenden Körpersubstanz als primärer Seinskategorie muss angesichts wissenschaftlicher Entdeckungen neuer Wirklichkeitsbereiche erweitert und partiell korrigiert werden, kann aber als grundlegendes Weltverstehen kaum völlig aufgegeben werden. Damit gehen die beiden wohlverstandenen komplementären Formen der Metaphysik kontinuierlich ineinander über. Ereignisse sind nicht grundlegender für die gesamte Wirklichkeit; sofern sie nicht unmittelbar erfahren, sondern wissenschaftlich erschlossen oder theoretisch konstruiert sind, können sie nie eine primäre, aus sich heraus bestehende Wirklichkeit sein. Auch wenn unseren Eindrücken eher Ereignisse entsprechen, kann die immer schon verstehende Wahrnehmung Ereignisse nur über Substanzen erfassen.

Descriptive metaphysics makes the categories underlying our actual thinking explicit. This making explicit is not mere cognitive science, but instead the attempt to gain ontological insight as to what the primary being is. Thereby descriptive metaphysics competes with the revisionary endeavour to construct ontological systems which are more appropriate for what is required by scientific explanations. New areas of reality discovered by science compel the descriptive metaphysicians to extend or partially revise – albeit without giving up – their central assumption that bodily substances, identically persisting through change, are the primary beings. So the two forms of metaphysics can be understood as complementary and continually merging. Unlike theoretical entities (e. g. of quantum mechanics) the fundamental concepts of folk ontology are not mere provisional hypotheses, but much rather a fundamental understanding of reality which can hardly be dispensed with. The event is not most fundamental as to the whole of reality. Insofar as they are inferred and theoretically constructed, events cannot be the primary reality existing in itself. Although it is more likely that events correspond to our sense impressions, perception, which is a sort of understanding, grasps events only through substances.